

Stefan Böschen, Nick Kratzer, Stefan May (Hg.)

Nebenfolgen

Analysen zur Konstruktion und Transformation moderner Gesellschaften

© Velbrück Wissenschaft 2006

Einleitung:

Die Renaissance des Nebenfolgentheorems
in der Analyse moderner Gesellschaften

»Man muss absolut modern sein«

Arthur Rimbaud

»Eine Zeit in der Hölle«

Die Bestimmung der Modernität lebt von der distanzierenden Abgrenzung – und einer auf Dauer gestellten Selbstbeobachtung. An die Stelle traditioneller Gewissheiten tritt die Selbsterfindung des Neuen als Programm. Während sich die Klassiker der Soziologie vor allem mit Entstehung und Entwicklung moderner Gesellschaften befassten, haben in jüngerer Zeit postmoderne Analysen Konjunktur. Entweder wird von einem Ende der Geschichte gesprochen und die fortschreitende Homogenisierung der modernen Welt unter dem Diktat einer sich globalisierenden Marktwirtschaft beschrieben. Die globale Durchsetzung moderner Gesellschaftsformationen mündet in das Ende der Geschichte. Oder aber es werden mit dem »Ende der großen Erzählungen« bisherige Grenzen und Grenzziehungen pluralisiert, in deren Folge moderne Gesellschaften als »liquid« beschrieben werden. Mit dem Aufbrechen von alten Grenzziehungen wird von manchen sogar ein »Kampf der Kulturen« für wahrscheinlich erklärt. So vielstimmig das Konzert der Interpretationsversuche gegenwärtiger Gesellschaftsentwicklung ist, so lässt sich in der Summe eine Korrektur an der Selbstausslegung und Selbstinterpretation moderner Gesellschaften beobachten, in deren Konsequenz lineare Modernisierungsprozesse problematisch werden und politisch neue Konfliktsituationen entstehen.

In der Perspektive eines Konzepts reflexiver Modernisierung ist es die neue Qualität und Herausforderung unintendierter Nebenfolgen, die diesen Prozess beschleunigen und vorantreiben. Nun spielt das Theorem der Nebenfolge seit dem Aufkommen der Moderne eine exponierte Rolle. Gerade weil moderne Gesellschaften per definitionem als Wandlungsgesellschaften verstanden werden müssen, verstehen die Modernisierungstheorien, egal ob handlungs-, system- oder kapitalismustheoretisch ausgerichtet, »Moderne« nicht als Zustand, sondern als Prozess, dessen wesentlichstes Merkmal gerade das der »Selbsttransformation« ist. Neu an der gegenwärtigen Diskussion über die Renaissance des Nebenfolgentheorems ist hingegen die Frage, ob bestimmte Veränderungsprozesse überhaupt noch als Selbstbestimmungsversuche im Rahmen der Moderne verstanden werden können, oder ob sie nicht vielmehr den interpretativen Referenzrahmen bisheriger Modernisierungstheorien betreffen. Waren die unterschiedlichen Modernisierungstheorien, bei aller Differenzierung im Einzelnen, doch gerade dadurch gekennzeichnet, dass sie die anfallenden Probleme und Krisen mittels der etablierten »Problemlöser« meinten bearbeiten zu können: durch mehr Wissenschaft und Technik, durch weiter gehende politische Demokratisierung und ein Mehr an Freiheit für die Marktakteure. Saßen aber moderne Gesellschaften (und ihre Beobachter) darin nicht bestimmten Selbsttäuschungen auf? Zehrte die Moderne trotz aller Radikalität ihres Selbstverständnisses viel stärker von traditionellen Beständen, die jedoch zunehmend durch ihr eigenes Modernisierungsprogramm erst in der Gegenwart zu ihrem eigentlichen Durchbruch gelangen? Besitzt die Moderne selbst Traditionen, die in ihrer Unausgesprochenheit gegenwärtig ausdrücklich Thema öffentlicher Auseinandersetzungen um die angemessene Bewältigung von Krisen werden? Ergeben sich Deutungsperspektiven, die jenseits der Dichotomie von Moderne und Tradition liegen?

»Modernität« und »Nebenfolgen«, ein Begriffspaar also, das die soziologische Reflexion von Anfang an begleitet hat, und das Ulrich Beck mit seinem Projekt »Reflexiver Modernisierung« zu einem weiteren Deutungsangebot ausgearbeitet hat, welches sich sicherlich in den Kanon der prominentesten Gegenwartsdiagnosen einreicht. Die Theorie reflexiver Modernisierung formuliert nun eine doppelte These, die zur Präzisierung dieser angesprochenen Fragestellungen eine heuristisch und hermeneutisch interessante Annahme formuliert. Denn anders als in Konzepten linearer Modernisierungsprozesse, in denen traditionale »Restbestände« modernisiert und überwunden werden, vollzieht sich reflexive

Modernisierung als Prozess der Selbsttransformation, dessen Motor gerade die unbeabsichtigten Nebenfolgen erfolgreicher Modernisierung sind. Die unterschiedlichsten Formen der Nebenfolgen werden so zum Motor einer Wandlungstheorie reflexiver Modernisierung, die in ihrem Anspruch daher über eine rein deskriptive Zeitdiagnose hinausweist.

Hieran mögen zwei Aspekte überraschen. Zum einen die Hervorhebung der unintendierten Nebenfolgen als das entscheidende Medium gesellschaftlicher Transformation. Man erinnert sich doch: Die Bedeutung des Nebenfolgentheorems ist zwar zentral für das Nachdenken über Moderne, zugleich aber hinsichtlich seiner Bedeutung weithin umstritten. Und: Moderne stellte schon immer einen »hochgradig riskanten Entwicklungspfad« dar; es ist ein Programm, das »Fehlentwicklungen prinzipieller Natur« systematisch mitproduziert: Gemeinschafts- und Sinnverlust sind einstimmig von Klassikern wie Tönnies, Durkheim oder Weber diagnostizierte Fehlentwicklungen, Neben-Folgen der modernen Entwicklungsprogrammatisierung.

Demgegenüber markiert die Theorie reflexiver Modernisierung einen entscheidenden Unterschied. Denn es ist nach ihrer Auffassung das Programm der Moderne selbst, das gegenwärtig durch die Nebenfolgen erfolgreicher und radikalierter Modernisierung mehr und mehr in eine prinzipielle Funktions- und Legitimationskrise gerät. Auffällig ist nun jedoch, dass in der bisherigen Ausgestaltung der Theorie reflexiver Modernisierung das Nebenfolgentheorem heterogen verwendet wird und einer weiter gehenden Systematisierung bedarf. Denn in der bisherigen Ausformulierung des Nebenfolgentheorems vermag die Theorie reflexiver Modernisierung weder der von ihr beanspruchten wandlungstheoretischen Innovativität gerecht zu werden, noch können ihre Kritiker sich an einer theoretisch abgesicherten, empirisch überprüften und analytisch präzisen Definition des Nebenfolgentheorems bewähren.

Erhellend dürfte es daher in einem ersten Schritt sein, klassische Konzeptionen des Zusammenhangs von »Moderne« (Diagnose) und »Nebenfolge« (Diagnoseinstrument) näher zu beleuchten und als Referenzpunkt für die beobachtete Renaissance des Begriffs der Nebenfolge zu verdeutlichen (1.1). Die bei den Klassikern aufscheinende, gleichsam »vibrierende« Verbindung zwischen Diagnose und Diagnoseinstrument erfuhr in der (kurzen) »klassischen« Phase der Modernisierungstheorien eine eigentümliche Stillstellung, gar Negation. Moderne ohne Nebenfolgen verkündete manche Stimme. Dabei spielte der unerschütterliche Entwicklungsoptimismus der Nachkriegsjahre sicherlich eine nicht unerhebliche Rolle. Jedoch mehrten sich schon vor dem Abflauen des gesellschaftlichen Optimismus Zweifel hinsichtlich der empirischen wie theoretischen Validität solcherart

Modernisierungstheorien. Am aktuellen Stand der modernisierungstheoretischen Debatte lassen sich schließlich spezifische Fehlstellen und Problembereiche herkömmlicher Modernisierungstheorien ausweisen (1.2). Darauf aufbauend kann der Diskussionsstand um ein Nebenfolgenkonzept reflexiver Modernisierung kritisch gewürdigt werden. Hierbei zeigt sich, dass die Theorie reflexiver Modernisierung zwar attraktive Deutungsangebote für bestimmte empirische Phänomene (Individualisierung oder »neue Risiken«) anbieten kann. Zugleich teilt sie aber mit den »klassischen« Modernisierungstheorien eine Reihe problematischer Prämissen, die nicht zuletzt in ihrem sozialtheoretisch heterogenen Bezugsrahmen den Ausgangspunkt für vielfältige Probleme der Theoriebildung bilden (1.3). Nun lassen sich nicht alle Fragen, die dadurch provoziert werden, befriedigend abhandeln und ausreichend erhellen. Dies ist für unser Vorhaben auch nicht notwendig. Erforderlich ist vielmehr, systematisch Kernprobleme zu identifizieren. Erst diese Kernprobleme sind es, die für die Ausarbeitung der einzelnen empirischen wie theoretischen Studien die Leitschnur abgeben. Vor diesem Hintergrund erschließt sich der Aufbau dieses Buches (1.4).

1. Moderne und Nebenfolge: zwei Eckpfeiler soziologischer Gesellschaftsdiagnose

Im folgenden geben wir keine erschöpfende, ideengeschichtlich orientierte Zusammenschau unterschiedlicher und heterogener Ansätze, die bei den Klassikern der Soziologie zu finden sind. Vielmehr versuchen wir, zur weiteren Strukturierung unserer Überlegungen exemplarisch zwei klassische Soziologen in den Blick zu nehmen, die für die Analyse moderner Gesellschaften unter dem Blickpunkt der Nebenfolgen von besonderem Interesse sind: Emile Durkheim und Max Weber. Das mag zunächst überraschen, weil sich Durkheim durch seinen holistisch orientierten Funktionalismus, Weber durch seine individualistisch ausgerichtete Handlungstheorie auszeichnet. Aber gerade deshalb sind diese beiden Perspektiven für uns aufschlussreich. Sie markieren – gleichsam idealtypisch – nicht nur die theoretischen Eckpunkte, die für die Reflexion des Nebenfolgentheorems relevant sind, nämlich: struktur- und handlungstheoretische Perspektiven. Vielmehr werfen sie einen Blick auf die Strukturen und Transformationen moderner Gesellschaften, in denen die Abgrenzung zwischen traditionellen und modernen Gesellschaften im Zentrum steht. Sie geben damit einen Rahmen vor, der in der Folge weiter differenziert und verfeinert wurde. Nachfolgend sollen durch knappe Skizzen zu diesen beiden Klassikern einige Entwicklungslinien des

Nebenfolgentheorems nachgezeichnet werden.

Auf den ersten Blick sind es insbesondere die Studie Über soziale Arbeitsteilung (1893/1988) und die Studie Der Selbstmord (1897/1983), in denen Emile Durkheim nicht nur seine grundlegenden Einsichten in die Struktur moderner Gesellschaften darlegt, sondern ebenso seine Auffassung von der Logik ihrer Entwicklung artikuliert. Folgt man der ersten Studie, so begegnet man zunächst einmal zwei Positionen mit dem Status soziologischer Grundüberzeugungen: die Beobachtung von Differenzierungsprozessen sowie Phänomenen der Individualisierung. Dabei ist es die »scheinbare Antinomie« zwischen Individualisierung und der Veränderung von Solidaritätsformen, die Durkheim aufzuhellen versucht, wobei er die Erklärung im Sinne einer Nebenfolgenbeobachtung anlegt. Sein Erklärungsziel ist letztlich die »Aufklärung des transintentionalen Phänomens der Erzeugung von Solidarität durch Individualisierung«.

Bekanntlich ordnet Durkheim segmentären Gesellschaften als Integrationsprinzip die »mechanische Solidarität« zu. Den segmentär differenzierten, einfachen Gesellschaften stellte Durkheim die höheren Gesellschaften gegenüber, insbesondere die modernen. Was die höheren von den einfachen Gesellschaften unterscheidet, ist das Ausmaß an gesellschaftlicher Arbeitsteilung. War die Arbeitsteilung zwischen den Segmenten der einfachen Gesellschaften gering, so ist die Arbeitsteilung innerhalb moderner Gesellschaften sehr hoch. Durkheim sieht sehr klar, dass das hohe Maß an gesellschaftlicher Arbeitsteilung die frühere »mechanische Solidarität« zurückdrängt. Denn eine »Solidarität, die aus Ähnlichkeit entsteht«, erodiert mit zunehmender Unähnlichkeit der Gesellschaftsmitglieder, die wiederum das Ergebnis der Spezialisierung gesellschaftlicher Rollen ist. Wenn aber dieses gesellschaftsweite »Kollektivbewusstsein«, das es bei segmentärer Differenzierung gab, weitgehend verloren ging, muss man nach anderen Quellen der Solidarität suchen. Gegenüber allen bis heute verbreiteten kulturalistischen Vorstellungen über die Integration moderner Gesellschaften behauptet Durkheim, dass die gesellschaftliche Arbeitsteilung ihre Integration aus sich heraus zu schaffen vermag – und dass dies zwar kein sich zwangsläufig einstellendes, wohl aber das einzig mögliche Integrationsprinzip ist. Durkheims zentrale Intuition geht dahin, dass dauerhafte Leistungsabhängigkeiten zwischen den spezialisierten Akteuren der modernen Gesellschaft gerade deren Zusammenhalt sichern.

Unmerklich verschiebt sich mit dieser Erklärung auch der Anfangspunkt in der Argumentationskette. Denn jetzt ist es an erster Stelle die Individualisierung – vor der Arbeitsteilung –, die die Herausbildung neuer Solidaritätsformen provoziert. Die Entwicklung

der Arbeitsteilung, die bei Durkheim in zwei Spielarten als funktionale Differenzierung (Über soziale Arbeitsteilung) und ökonomische Arbeitsteilung (Der Selbstmord) auftaucht, fungiert also gleichsam als »Stellglied« zwischen dem Explanans Individualisierung und dem Explanandum »Solidaritätsformen«. Es ist somit eine »Nebenfolgenkette«, die von Individualisierung über Arbeitsteilung zu Solidarität führt. Unabhängig von der Einschätzung konzeptioneller Stringenz in der Argumentation Durkheims zeigen seine Überlegungen zunächst, dass Nebenfolgen eine strukturtheoretisch aufschlussreiche Größe darstellen. Allerdings wird auch deutlich, dass die Konzeptualisierung der Richtung von Nebenfolgenwirkungen ein nicht zu unterschätzendes Problem ergibt. Denn was spricht gegen die Kette Arbeitsteilung, Individualisierung, neue Formen der Solidarität? Offensichtlich ist also die Verankerung des Nebenfolgentheorems abhängig von den grundlegenden Annahmen über die historisch gewachsene Struktur und die theoretisch modellierbare Architektur moderner Gesellschaften.

Interessiert sich Durkheim eher für die abstrakte Logik von Differenzierung und Integration moderner Gesellschaften, beschäftigt Weber sich mit der Geburt und Genese moderner Gesellschaften: Was hat den »spezifisch gearteten ›Rationalismus‹ der okzidentalen Kultur« hervorgebracht? Warum ist nur im Westen, also in Europa und später in Nordamerika, jene Art von Gesellschaft entstanden, die wir als modern bezeichnen? Den Fokus bildete die Frage nach der Eigenart und Entstehung der modernen kapitalistischen Wirtschaft. Gegenüber einer rein »materialistischen« Betrachtung wie der Marxschen, die die Entwicklung der »Produktivkräfte« zur letztlich entscheidenden Triebkraft gesellschaftlicher Entwicklung erklärt, insistiert Weber insbesondere auf der Bedeutung kultureller Faktoren. Hieraus entstanden dann seine zentralen Studien über den »Geist des Kapitalismus«, der maßgeblich durch die »protestantische Ethik« geprägt sei, also durch die in bestimmten protestantischen Sekten aufgrund der von ihnen verfochtenen religiösen Überzeugungen anzutreffende Lebensführung.

Dabei konzipierte er die Geburtsstunde der Moderne gleichsam als eine Nebenfolge, denn die »Kulturwirkung der Reformation« war eine »unvorhergesehene und geradezu ungewollte Konsequenz der Arbeit der Reformatoren«; dabei »oft weit abliegend oder geradezu im Gegensatz stehend zu Allem, was ihnen selbst vorschwebte.« Oder an anderer Stelle: »Die Paradoxie aller rationalen Askese: daß sie den Reichtum, den sie ablehnte, selbst schuf [...]«. Es sind zunächst die religiösen Wurzeln, der Geist des Kapitalismus, die er als feingliedrige Verschiebung bis hin zu seiner »utilitaristischen Wendung« (Weber) rekonstruiert. Grund für

diese Wendung ist letztlich die lebensweltliche Lösung des Erlösungsproblems, das zur Etablierung einer »methodischen Lebensführung« wie auch »rastloser Berufsarbeit« führte. »Der Geist des Kapitalismus erwächst zuletzt aus der Sublimierung religiös bedingter Einsamkeit durch rastlose Berufsarbeit.« Der Entstehungsprozess der Moderne wird hier als Nebenfolge der Bewältigung eines religiösen Dilemmas beschrieben – wobei es gerade zu einer Auflösung der religiösen Wurzeln kommt. Die Nebenfolge besteht also nicht allein in der Entstehung ganz neuer, unvorhersehbarer Handlungsstrukturen, sondern ebenso in der Rückwirkung auf den ursprünglichen Anlass. Weber arbeitet die dadurch erzeugten Spannungen vor allem an Konflikten zwischen der »religiösen Brüderschaftsethik« auf der einen Seite und familialer Sippensolidarität, kapitalistischer Marktkonkurrenz, bürokratischer Regelbefolgung, politischer Staatsräson, ästhetischer Formschöpfung, erotischem Rausch und wissenschaftlichem Erkennen auf der anderen Seite heraus. Diese Konflikte beherrschten die erste Phase der Ausdifferenzierung gesellschaftlicher »Wertsphären«. Als diese sich von der religiösen Sphäre gelöst hatten, setzten in der nächsten Phase die Konflikte zwischen all diesen »Wertsphären« ein, die die moderne Gesellschaft beherrschen. Für Weber stehen demzufolge »die verschiedenen Wertordnungen der Welt in unlöslichem Kampf untereinander«. So treibt der Prozess der Rationalisierung differente »Wertsphären« hervor, die untereinander durch die Verabsolutierung unvereinbarer Handlungsorientierungen zunehmend in Spannung geraten. Die multiplen Spannungen der unterschiedlichen Wertsphären setzen das gesellschaftliche Ganze gleichsam zentrifugalen Kräften aus, die sich in wechselseitigen negativen Externalitäten manifestieren.

Vor diesem Hintergrund stellt sich eindringlich die Frage nach der Integration moderner Gesellschaften. Weber gibt darauf eine Antwort, die unter differenzierungstheoretischer Perspektive ein weiteres konstitutives Merkmal moderner Gesellschaften einbringt: die Tendenz zur Organisationsgesellschaft. Weber arbeitet als »bürokratische Herrschaft« die gesellschaftlich integrativen Wirkungen einer immer flächendeckenderen Ausbreitung formaler Organisationen in beinahe allen Gesellschaftsbereichen heraus. Dies geschieht kraft der unübertroffenen Rationalität formaler Organisationen: »Die rein bürokratische [...] Verwaltung ist nach allen Erfahrungen die an Präzision, Stetigkeit, Disziplin, Straffheit und Verlässlichkeit, also: Berechenbarkeit für den Herrn wie für die Interessenten, Intensität und Extensität der Leistung, formal universeller Anwendbarkeit auf alle Aufgaben, rein technisch zum Höchstmaß der Leistung vervollkommenbare, in all diesen Bedeutungen: formal rationalste, Form der Herrschaftsausübung.« In dem Maße also, in dem die Gesellschafts-

mitglieder als Mitglieder formaler Organisationen handeln, werden sie durch deren bürokratische Ordnung im Zaum gehalten. Das sorgt zumindest dafür, dass die Innenwelten formaler Organisationen gleichsam pazifizierte Räume sind, in denen dann auch die Konflikte zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen »Wertsphären« nicht mehr ungehemmt zum Tragen kommen. Eine so entstehende Vielzahl jeweils lokaler Integrationen gesellschaftlicher Handlungszusammenhänge ist freilich allenfalls ein Schritt auf dem Weg zur Integration des gesellschaftlichen Ganzen. Diese Form gesellschaftlicher Integration ist allerdings, worauf Weber eindringlich hinwies, aus der Sicht der einzelnen Gesellschaftsmitglieder äußerst zwiespältig. Sie eröffnet einerseits die Chance, verschiedene Wertorientierungen zu kultivieren und entsprechende Leistungen zu produzieren. Andererseits entsteht eine immer größere Abhängigkeit des Einzelnen von solchen Organisationen. Sie bestimmen sein Handeln sowohl dadurch, dass er vieles nur noch als Mitglied formaler Organisationen tun kann, als auch dadurch, dass er in ebenso vielen anderen Dingen auf formale Organisationen als Gegenüber trifft. »Bürokratische Herrschaft« ist also für die Gesellschaftsmitglieder wie für die Gesellschaft als ganze höchst prekär. Weber sieht damit die Differenzierungsform der modernen Gesellschaft und die Ausbreitung formaler Organisationen im engsten Zusammenhang und macht genau daran die Ambivalenz der Moderne fest.

Diese Befürchtungen Webers sind in der deutschen Soziologie und Sozialphilosophie vor allem von der Kritischen Theorie aufgegriffen und noch weiter zugespitzt worden. Die Kritische Theorie diagnostizierte im Anschluss an Weber das »Ende des Individuums« in der »verwalteten Welt«. Theodor W. Adorno konstatiert: »Der Begriff des Individuums, historisch entsprungen, erreicht seine historische Grenze.« Zwar ist auch für die Kritische Theorie, ganz wie für Georg Simmel, die Individualität der Person ein Resultat der Differenzierungsform moderner Gesellschaften. Aber die von Simmel außer Acht gelassene Bürokratisierung, die mit einer gewissen zeitlichen Verschiebung die gesellschaftliche Differenzierung überformt, sorgt dafür, dass Individualität nur eine Episode der modernen Gesellschaft bleibt: »Einmal stand eine Prämie auf Individualität, heute macht sie sich als Abweichung verdächtig [...]«, weil die Gesellschaftsmitglieder mittlerweile »[...] die Anpassung zur Religion erheben.« Im Gegensatz zu diesen pessimistisch gefärbten Diagnosen, schien die in den 1950er Jahren aufkommende Modernisierungstheorie gerade diese Anpassung nicht als einen Mangel, sondern vielmehr als einen Erfolg des Modernisierungsprozesses zu feiern. Für eine wie sich zeigen sollte: kurze Zeit traten die Ambivalenzen der Moderne in den Hintergrund, um der Eindeutigkeit den Vortritt zu lassen.

2. Modernisierungstheorien: Hoffnungen und Enttäuschungen

Die Geburtsstunde der Modernisierungstheorie ist politischen Charakters. In seiner Antrittsrede zur zweiten Amtszeit formulierte Harry S. Truman die Idee, dass die zunächst auf Europa bezogene Entwicklungsstrategie auf die ganze Welt übertragen werden solle. Diese global angelegte Entwicklungspolitik manifestierte sich nicht nur in politischen und administrativen Maßnahmen, sondern spiegelte sich – nachdem es sich um ein wissenschaftlich zu fundierendes Programm handelte – in der amerikanischen Soziologie, die nach dem Zweiten Weltkrieg ihren »Take-off« hatte, wider. Die politisch vorgegebene Idee zu einer Modernisierungstheorie fand nicht nur in der Grundüberzeugung ihren Niederschlag, dass marktinduziert die nichtwestlichen Länder ebenfalls den Weg in die moderne Industriegesellschaft finden würden, sondern manifestierte sich ebenso in der besonderen Pointierung von Unterscheidungen. Im Mittelpunkt: die Unterscheidung zwischen traditionellen und modernen Gesellschaften, die jetzt nicht mehr allein historisch verstanden wurde, sondern vielmehr in vergleichender Perspektive. Die gegenwärtig existierenden traditionellen Gesellschaften sollten einem geförderten Modernisierungsprozess unterzogen werden. Dazu mussten aber die Unterschiede zwischen traditionellen und modernen Gesellschaften herausgearbeitet, der Prozess des Übergangs zwischen beiden Gesellschaftsformen und die dabei zentralen Akteure beschrieben und das Wohin der Modernisierung (also die unterschiedlichen Pfade der Modernisierung) gefasst und theoretisiert werden. Auffallend war dabei allemal: die Modernisierungstheorien zeichneten sich dadurch aus, dass sie den ursprünglich von den Klassikern diagnostizierten »Problembestand« der Moderne, ihre Ambivalenzen, Widersprüche und die in ihr angelegten Konflikte, in den Hintergrund drängten.

In der historisch besonderen Phase nach dem Zweiten Weltkrieg, in der zentrale Errungenschaften des westlichen Entwicklungsweges der Moderne – wie etwa fortlaufende Verwissenschaftlichung und Objektivierung von Wissensbeständen, Ausbreitung der Marktwirtschaft mit individuellen Reichtumschancen, Demokratisierung und dadurch Verbesserung von politischen Teilhabechancen – sich als Erfolgsmodell der Entwicklung von Gesellschaften empfahlen, wurden die Modernisierungstheorien als unilineare Entwicklungstheorien angelegt. Es war der außerordentliche Erfolg moderner Gesellschaften – allen voran:

der amerikanischen –, der dazu verführte, das Modell einer universell gültigen Ordnung zu entwerfen und für beliebig »kopierbar« zu erachten und es auf die verschiedensten kulturellen Situationen zu übertragen. Die Balance von Moderne und Nebenfolge wurde dabei ganz einseitig aufgelöst und der Topos der Nebenfolge gleichsam aus dem Problembestand getilgt. Die Entwicklung schien vorgezeichnet: der Weg führte von traditionellen zu modernen Gesellschaften. Und dieser Weg ging geradeaus. Nebenfolgen waren hierbei nicht von besonderem Interesse. Gleichwohl blieben sie nicht aus, so dass der Traum globaler, homogener Modernisierung nur von kurzer Dauer war. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass mit der politisch groß angelegten Durchsetzung des Programms der Moderne zugleich dessen Widersprüche offenbar wurden.

In der Stufenfolge von Gesellschaften gingen die meisten Modernisierungstheorien von einem recht klar umrissenen Bündel von Annahmen aus, wonach

1. »Modernisierung ein globaler Prozeß ist, der mit der industriellen Revolution seit Mitte des 18. Jahrhunderts (oder vielleicht sogar schon früher) in Europa begann, nun aber alle Gesellschaften betrifft und insgesamt irreversibel ist;
2. es trotz der Globalität des Modernisierungsprozesses einzelne Gesellschaften sind, die – als kohärente und organisierte Ganzheiten betrachtet und häufig mit Hilfe einer strukturfunktionalistischen Begrifflichkeit analysiert – den Fokus der Untersuchungen zu bilden haben;
3. die historische Entwicklung, das heißt der Modernisierungsprozeß, von traditionellen hin zu modernen Gesellschaften verläuft, womit gleichzeitig eine scharfe Antithese zwischen Moderne und Tradition unterstellt wird;
4. in den traditionellen Gesellschaften und Ländern der Dritten Welt persönliche Einstellungen, Werte und Rollenstrukturen dominieren, die durch Begriffe wie »ascription«, »particularism« und »functional diffuseness« umschrieben werden können und die sich als ökonomische und politische Entwicklungshindernisse herausstellen;
5. im Gegensatz dazu die modernen Gesellschaften des europäischen und nordamerikanischen Kulturraumes durch säkulare, individualistische, universalistische, leistungsbezogene und wissenschaftliche Werte charakterisiert und durch entsprechende Rollenmuster geprägt sind;
6. der Modernisierungsprozeß mehr oder minder endogen angetrieben wird, wobei externe Entwicklungshindernisse wie Imperialismus und Weltmarktbedingungen bei der Analyse des Prozesses nur von nebensächlicher Bedeutung sind;
7. der soziale Wandel zur Moderne hin in den verschiedenen Ländern relativ uniform und

linear stattfinden wird.«

Das Aufkommen der Modernisierungstheorien ist untrennbar mit der Rezeption der strukturfunktionalistischen Theorie Parsons verbunden – auch wenn die Beziehungen zwischen beiden durchaus spannungsreich sind, da diese Rezeption zu einem Zeitpunkt einsetzte, als Parsons selbst den Übergang zum Systemfunktionalismus vollzog. So wurde zwar von Marion J. Levy unter Rückgriff auf die pattern variables von Parsons ein makrosoziologisches Entwicklungsmodell von traditionellen zu modernen Gesellschaften entwickelt. Es ist jedoch zu vermuten, dass Parsons wohl kaum einverstanden mit dieser Konzeptualisierung gewesen sein konnte, weil er selbst ein komplexeres Bild von Moderne vertrat. Gleichwohl steht die von Modernisierungstheoretikern entworfene Kontrastierung unter Rückgriff auf die pattern variables von Parsons durchaus im Erbe einer Weberschen Soziologie, denn die Dichotomisierung stellt die Pole dar, zwischen denen der von Weber untersuchte Prozess okzidentaler Rationalisierung stattfindet. Zugleich geht ein solches Modell über Weber hinaus, weil es nicht nur eine partikuläre Beschreibung abendländischer Entwicklung erlaubt, sondern vielmehr die Beschreibung eines universalen, »raumzeitlich neutralisierte[n] Muster[s] für soziale Entwicklungsprozesse«. Das war ein herausforderndes Unterfangen, warf aber zugleich eine Reihe von theoriearchitektonischen Problemen auf. Ganz besonders musste hierbei irritieren, dass die analytisch gemeinten pattern variables nun gleichsam reifiziert wurden und Merkmalsstatus unterschiedlicher Gesellschaftsformationen erhielten. Den Modernisierungstheorien erwuchs daraus eine enorme Homogenisierungstendenz sozialer Ordnungen. Und diese konnte leicht anhand empirischer Studien widerlegt werden, etwa zur Unterschiedlichkeit politischer Strukturen in den sogenannten modernen Staaten. Darüber hinaus war der unterstellte Automatismus im Wandel von traditionellen zu modernen Staaten problematisch. Warum sollte Modernisierung zwangsläufig stattfinden, und konnte es nicht auch sein, dass es eine Vielzahl von Wegen in die Moderne gab, die zudem deutlich verschieden waren?

Die stark gemachte Unterscheidung zwischen traditionellen und modernen Gesellschaften entwickelte sich deshalb zunehmend zu einer unlösbaren Herausforderung modernisierungstheoretischer Ansätze, welche zunächst unter Rückgriff auf differenzierungstheoretische Überlegungen gelöst werden sollte. Erlaubte dies doch, von unterschiedlich differenzierten Gesellschaften zu sprechen und die starke Metaphorik der Brüche zu umgehen. Die Möglichkeit, graduelle Übergänge zwischen traditionellen und modernen Gesellschaften auszumachen, war aber nur ein kurzfristiger Pluspunkt

differenzierungstheoretischer Beschreibungen. Denn zugleich verdeckte sie, dass es den Modernisierungstheorien bis dato nicht gelungen war, kausale Erklärungsperspektiven für den Übergang von traditionellen zu modernen Gesellschaften angeben zu können. Welches waren die Faktoren, die diesen Übergang genau bewirkten? Die differenzierungstheoretische Beschreibung schob sich zwischen Phänomenebene und die Ebene der Kausalfaktoren – ohne aber wirklich eine explizite Aufschlüsselung anbieten zu können. Nun war es nicht allein das Problem, den Wandel zwischen traditionellen und modernen Gesellschaften zu theoretisieren, der die Diskussion um die Dichotomie zwischen Tradition und Moderne antrieb. Offenkundig wurde darüber hinaus, dass Tradition und Moderne überhaupt keine Gegensätze darstellen müssen, sondern viel eher sogar besondere Mischungen eingehen, gerade auch in den so genannten modernen Gesellschaften, denen damalige Analysen nicht einen Verlust, sondern einen Fortbestand von traditionellen Handlungsformen attestierten. Die schillernde Verwendung des Traditionsbegriffs und seine fehlende makrosoziologische Ausdeutung führten in die genannten Widersprüche hinein und waren eine wichtige Ursache für die nur »kurze Blüte der Modernisierungstheorie« (Knöbl). Dennoch war dies nicht das Ende modernisierungstheoretischer Überlegungen schlechthin, als vielmehr das Ende einer bestimmten Variante von Modernisierungstheorien. Weitere folgten »mit dem allmählichen Beginn einer Moderne nach der scheinbar überschaubaren ›organisierten Moderne‹ (P. Wagner) der 50er und 60er Jahre«. Hierbei wurden insbesondere die inhärenten Spannungen moderner Gesellschaften wieder deutlicher zum Ausgangspunkt von Debatten. Zugleich kehrte der Topos der Nebenfolge auf das Parkett modernisierungstheoretischer Überlegungen zurück – und das mit einem erweiterten Erklärungsanspruch. Mit Blick auf die Klassiker überrascht dies kaum, mit Blick auf die »alten« Modernisierungstheorien sehr wohl, waren sie doch auf die Herstellung von Eindeutigkeit fixiert und ignorierten – konsequent die Theorieentwicklung der praktischen Erwartung nachbildend – programmatisch das Nebenfolgentheorem.

3. Nebenfolgen in der Theorie reflexiver Modernisierung: Annäherungen und Problembestand

Auf die Frage, warum und aufgrund welcher Bedingungen sich der radikale Bruch innerhalb der modernen Gesellschaft vollzieht, gibt die Theorie reflexiver Modernisierung die Antwort: »infolge der Dominanz von nicht-intendierten Nebenfolgen technisch-ökonomischer und

kulturell-politischer Neuerungen im globalen Kapitalismus, der auf diese Weise seine eigenen gesellschaftlichen Grundlagen revolutioniert«. Reflexive Modernisierung (auch: radikalisierte Modernisierung) verändert die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in einer Weise, die weder gewollt noch vorhergesehen wurde – mit dem Resultat, dass eine neue Art von Kapitalismus, eine neue Art von Natur, von Subjektivität, Politik, Arbeit und neue Formen des alltäglichen Zusammenlebens sich entwickeln. Durch die Kumulation von Nebenfolgen werden gleichsam die Prämissen der Moderne entzaubert (i.e. Standards des Rechtsstaats, der Nationalökonomie, der Normalfamilie, der parlamentarischen Demokratie. Dabei lautet das durch die Konfrontation mit Nebenfolgen geläuterte Credo der Moderne: Reflexiv! und bedeutet gerade nicht: »an increase of mastery and consciousness, but only a heightened awareness that mastery is impossible and that control over actions is now seen as a complete modernist fiction.«. Und dadurch deutet sich der Bruch nicht nur im bisherigen Selbstverständnis moderner Gesellschaften an, sondern ebenso in der Theoriebildung soziologischer Beobachtung.

Das Nebenfolgen»problem« wird einmal auf unterschiedliche Ebenen, zum anderen auf unterschiedliche Phasen der Entwicklung moderner Gesellschaften bezogen: In den älteren Ausführungen steht vor allem das Phasenkonzept im Mittelpunkt. Einfache Modernisierung ist durch »Nebenfolgen erster Ordnung«, der Umbruch in eine zweite Moderne bzw. das Umschlagen in die reflexive Modernisierung durch die Dynamik von Nebenfolgen zweiter Ordnung charakterisiert: In der »Risikogesellschaft« und noch dezidierter im »Zeitalter der Nebenfolgen« liest sich das so:

»Dies ist vielleicht die markanteste Aussage der Theorie reflexiver Modernisierung: Es geht nicht um externe Nebenfolgen, sondern um interne Nebenfolgen der Nebenfolgen industriegesellschaftlicher Modernisierung. Es geht, beispielhaft gesprochen, gar nicht um den ›Rinderwahnsinn‹ als solchen, was er Tieren und Menschen antut, sondern darum, welche Akteure, Verantwortliche, Märkte etc. dadurch ›elektrisiert‹, in Frage gestellt werden, möglicherweise zusammenbrechen und welche Turbulenzen mit ihren schwer eingrenzbaaren Kettenwirkungen dadurch in den Zentren der wirtschaftlichen und politischen Modernisierung unfreiwillig und ungewollt ausgelöst werden.«

Nebenfolgen erster Ordnung sind somit – ganz im Sinne der »Fehlentwicklungen prinzipieller Natur«, die der Modernisierung programmatisch eingeschrieben und von den Klassikern auch beschrieben wurden, zwar problematisch, lösen aber keinen Epochenbruch aus – zumindest nicht zwangsläufig. Erst durch die Kumulation und permanente Reproduktion von

Nebenfolgen erster Ordnung entfaltet sich jene Dynamik von Nebenfolgen zweiter Ordnung, die deshalb Nebenfolgen zweiter Ordnung sind, weil sie auf die Basisinstitutionen der Moderne selbst zurückwirken und hier zur Infragestellung ihrer Handlungsprinzipien und Entscheidungslogiken führen. Dieses Phasenkonzept folgt (noch) – überspitzt formuliert – einer im Grunde klassischen Logik strukturellen Wandels, der auf die kulturellen Grundlagen und Legitimationsmuster zurückwirkt. Noch verkürzter: Auf die durch nicht-intendierte Nebenfolgen ausgelöste Funktionskrise folgt die Legitimationskrise. Funktions- und Legitimationskrise bilden in den jüngeren Ausführungen weiterhin die zentralen Krisendynamiken reflexiver Modernisierung, aber ihre temporale Kausalität wird ein Stück weit aufgebrochen. Nun ist die Rede von zwei »Lesarten« des Nebenfolgentheorems. Die erste Lesart stellt auf die institutionelle Funktionskrise ab und die »institutionelle Gegenmacht der Gefahr« in den Mittelpunkt:

»Dabei wird unterstellt, daß die neuen ›Gefahren zweiter Ordnung‹ Institutionen wie z.B. private Versicherungen vor Handlungs- und Entscheidungsprobleme stellen, die sie mit ihren bisherigen Mitteln nicht lösen können. Nebenfolgen irritieren in dieser Interpretation unmittelbar institutionelle Entscheidungsroutrinen und Rationalitätsgrundlagen und können zu Umstrukturierungen führen.«

Demgegenüber steht, nun mit eigener Dynamik, die Legitimationskrise, deren Basis nicht nur Verunsicherungen und Risikokonflikte sind, sondern auch die Erkenntnis, dass »Risiken kognitive Konstrukte« sind:

»Die Politisierung von Nebenfolgen wird, relativ unabhängig vom jeweiligen Gefahrengesamt, durch die gegenläufigen Interessen von Entscheidern, Betroffenen und Nutznießern vorangetrieben. In dieser Interpretation des Nebenfolgentheorems werden die Turbulenzen durch den öffentlichen Diskurs bewirkt [...]. Der Meta-Wandel beruht daher auf der öffentlichen Reflexion bisheriger technischer Sicherheitsversprechen der einfachen Moderne. [...] Risiken, Katastrophenerwartungen dominieren die öffentliche Aufmerksamkeit, bevor Entscheidungen getroffen werden.«

Es ist die Stärke schon der ersten Arbeiten von Ulrich Beck, dass er hier mit dem soziologischen Gespür für übergreifende Zusammenhänge ein heterogenes Bündel unterschiedlicher Phänomene, sei es die Konfrontation mit ökologischen Risiken, die fortschreitende Individualisierung, die Veränderung politischer Herrschaft oder schließlich den Wandel von Wissenschaft, zu einem Muster gesellschaftlicher Entwicklungsdynamik verdichtet. Damit sind im Grunde zwei Besonderheiten angesprochen: zum einen die

Vielschichtigkeit der beobachteten Phänomene von Nebenfolgen, zum anderen aber ebenso die Kraft der Synthese von Aspekten, die auf den ersten Blick als disparat erscheinen müssen. Welche Phänomene sind dabei gemeint, wenn von Nebenfolgen im Kontext reflexiver Modernisierung gesprochen wird? Wir wollen die zwei exponierten Aspekte hier kurz umreißen: die Problematik neuer Risiken sowie die Individualisierung.

Ganz exponiert sind hier zunächst einmal Phänomene, die schon in der Risikogesellschaft einer Analyse unterzogen wurden: Die ökologischen Risiken bildeten den Auftakt zu einem reichhaltigen Disput über die Qualität dieser Form von Phänomenen. Sollten sie im Sinne bisheriger Bearbeitungsgewissheit gedeutet werden oder vielmehr als Ausdruck einer Entwicklung, an deren Ende gerade die Bearbeitungssicherheiten schwinden. Dabei gibt es im Lager derjenigen, die vor allzu großer Aufregung über diese Probleme warnen, natürlich unterschiedliche Positionen. Luhmann hielt sie für nicht weiter bearbeitbar, da sie quer zu den bisherigen Mustern funktionaler Differenzierung thematisiert werden müssten. Das einzig Beunruhigende an dieser Situation war seiner Lesart nach aber nicht, dass Probleme nicht gelöst, sondern die Gesellschaft durch Moralkommunikation überflutet werden würde (vgl. Luhmann 1986). Dadurch, dass Gesellschaften (oder ihre Teilsysteme) Risiken oder ökologische Probleme nicht »von außen« beobachten können, sondern nur gleichsam »von innen«, sind sie untrennbar mit dem beobachtenden System verbunden. Die bei gesellschaftlichen Lösungsversuchen zu erwartenden Antwortmuster bewegen sich zwischen einer »hemmungslosen Optionssteigerung« bzw. dem »Optionsverfall infolge überzogener moralischer Rücksichten« und steigern gerade die »Riskanz der gesellschaftlichen Entwicklung.« (Japp) Diese durch systemtheoretische Beschreibungsmuster sehr zugespitzten Antwortmuster lassen sich bei der gesellschaftlichen Bearbeitung von Risiken empirisch kaum nachweisen, sind aber von heuristischem Interesse, denn sie markieren zentrale Fluchtpunkte in der Ausdeutung von Risiko-Diskursen und exponieren die Frage: Wie verändert sich der Optionenraum, wenn mögliche Risiken zum Anlass für risikopolitische Regulation werden?

Mit Blick auf eine modernisierungstheoretische Ausdeutung lässt sich diese Frage noch einmal anders wenden: Sind spätmoderne Gesellschaften in der Lage, mit den bisher etablierten Instrumenten der Risikobewältigung (Risikorecht, Technikfolgenabschätzung usw.) die (gesellschaftlich thematisierten) Risiken zu bewältigen, ohne zugleich die Garanten für ihren bisherigen Fortschritt (Wissenschaft, Recht usw.) in Frage zu stellen? Für viele soziologische Beobachter zeigt die Bearbeitung der ökologischen Risiken (und nicht nur

dieser) gerade die besondere Leistungs- und Lernfähigkeit moderner Gesellschaften. Moderne Gesellschaften werden dieser Lesart zufolge keinem Wandel ausgesetzt, sondern bewähren sich in ihrer Programmatik, allenfalls »enger werdende Kopplungen« zwischen den Teilsystemen sind zu konstatieren. Was nimmt die Theorie reflexiver Modernisierung zum Anlass, entgegen diesen fundierten Analysen eine andere Lesart vorzuschlagen? Auch wenn Becks Äußerung zur »objektiven Gegenmacht der Gefahr« vielfach im Sinne einer linear wirkenden Kausalität missverstanden und die von ihm beschriebene Bedeutung der Ökologiebewegung bei der gesellschaftlichen Thematisierung von Risiken (und damit deren Konstruktion) übersehen wurde, so deutet sich darin ein zentrales Motiv an. Es sind die besonderen Qualitäten der Risiken, die bisher ungekannte soziale Thematisierungspotenziale innerhalb moderner Gesellschaften erschließen und in der Folge die etablierten Bearbeitungsperspektiven in Bedrängnis bringen. Dies äußert sich in ganz unterschiedlichen Konflikten wie der Debatte um BSE, Stammzellforschung, Grüne Gentechnik oder Elektromog. In der Folge zeigen sich drei wichtige Trends, die die bisher etablierten Institutionen in ihren Grundlagen in Frage stellen, und deutlich machen: Es ist paradoxerweise gerade der Erfolg von Wissenschaft und Technik, welcher die institutionellen Voraussetzungen von Wissenschaft untergräbt und zu Nebenfolgen in anderen Teilsystemen führt. Erstens wird deutlich, dass sich spätmoderne Wissensgesellschaften zunehmend als Gesellschaften der »Selbst-Experimentation« begreifen und deshalb den Prozess der Folgenerkenntnis in den Bereich wissenschaftlicher Forschung vorzuverlagern beginnen. Zweitens vollzieht sich in den gegenwärtigen Risikodebatten ein markanter Wechsel in den kognitiven Grundlagen der Risikobearbeitung. Es ist nicht mehr das Wissen, das die Debatten bestimmt, sondern vielmehr das Nichtwissen – auch und gerade der Wissenschaft. Drittens schließlich ist die Tatsache zu bemerken, dass eine wachsende Zahl von Forschungen nicht nur normativ hochgradig umstritten sind, sondern auch dazu zwingen, kategoriale Basisunterscheidungen und normative Grundprinzipien moderner Gesellschaften zu überprüfen und ggf. zu reformulieren. Eine besondere Zuspitzung erfahren diese Veränderungen im Bereich der Biomedizin, in dem nicht nur ein Wechsel in der Qualität von Risiken auf Persönlichkeitsrisiken zu beobachten ist, sondern ebenfalls ein Durchschlagen der damit verbundenen Entscheidungsprobleme auf institutionelle Voraussetzungen moderner Entscheidungsrountinen, sei es der Politik oder des Rechts. Vor diesem Hintergrund sind erhebliche institutionelle Umbrüche zu erwarten, deren Reichweite zwar noch nicht ausgelotet ist, die jedoch schon jetzt einen nebenfolgeninduzierten Bedarf an institutionenpolitischen

Innovationen markieren.

Ein weiteres prominentes Phänomen gesellschaftsverändernder Nebenfolgen in der Theorie reflexiver Modernisierung ist die »Individualisierung«. Individualisierung ist weder als Begriff noch als These eine Erfindung von Ulrich Beck. Somit stellt sich die Frage nach dem »Besonderen« der Beck'schen Individualisierungsthese, denn auch die Theorie reflexiver Modernisierung sieht Individualisierung als eine »Basisprämisse« des Modernisierungsprozesses insgesamt. Die reflexiv-moderne Individualisierungsthese unterscheidet sich jedoch – zunächst ganz unmittelbar – von klassischen Formulierungen, da sie ihren Fokus explizit auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts legt und hier einen historischen Bruch im Prozess der Individualisierung behauptet. Mit fortschreitender Modernisierung, vor allem aber mit der Herausbildung des modernen Wohlfahrtsstaates, kommt es zu einem »gesellschaftlichen Individualisierungsschub von bislang unbekannter Reichweite und Dynamik [...]. Auf dem Hintergrund eines vergleichsweise hohen materiellen Lebensstandards und weit vorangetriebenen sozialen Sicherheiten wurden die Menschen in einem historischen Kontinuitätsbruch aus traditionellen Klassenbindungen und Versorgungsbezügen der Familie herausgelöst und verstärkt auf sich selbst und ihr individuelles Arbeitsmarktschicksal mit allen Risiken, Chancen und Widersprüchen verwiesen.«

Es sind somit die Nebenfolgen der Durchsetzung des modernen Wohlfahrtsstaates und des damit verbundenen sozialstrukturellen »Fahrstuhleffekts«, die die historisch neue Qualität des (reflexiv-)modernen Individualisierungsprozesses verursachen. In klassischen soziologischen Diagnosen meinte Individualisierung die mit dem Aufkommen des »bürgerlichen Individuums« verbundene Loslösung von traditionellen, vormodernen Bindungen, Vergemeinschaftungen usw. Ulrich Becks Enttraditionalisierung bezieht sich dagegen auf die moderne Industriegesellschaft selbst, die nun – im Übergang zu einer »anderen« oder »zweiten« Moderne – zwar ebenfalls ent-traditionalisiert wird, sich jedoch ihrer eigenen modernen Traditionen entledigt.

Bei aller behaupteten Eindeutigkeit eines neuen gesellschaftlichen Individualisierungsschubs sind aber die (Neben)-Folgen und Konsequenzen für Individuen und Gesellschaft nicht eindeutig: Beck setzt der Perspektive des Gemeinschaftsverlusts, der Desintegration und der Singularisierung, wie sie ein Teil der Klassiker formuliert hat (und von anderen Zeitdiagnosen aufgenommen wird: etwa Heitmeyer 1997), neue Formen der Vergemeinschaftung, der Paarbeziehungen, der sozialen Integration entgegen, deren exponierte Merkmale in einer

stärkeren Situations- und Entscheidungsabhängigkeit zu suchen sind und die dadurch die Reflexion und Gestaltung auf Dauer stellen. Entsprechend auch die Antwort Ulrich Becks auf eine zweite Frage, nämlich die der gesellschaftstheoretischen Bewertung: Individualisierung ist weder eindeutig negativ, das heißt Gefährdung des Individuums, noch eindeutig positiv, das heißt Befreiung des Individuums, sondern sowohl Gefährdung als auch Befreiung: Individualisierung ist ein ambivalenter Prozess der Herausbildung »riskanter Freiheiten« (Beck/Beck-Gernsheim 1994). Eine Ursache der kontroversen Debatten um die reflexiv-moderne Individualisierungsthese ist sicherlich deren einseitige Interpretation: Individualisierung wird häufig entweder primär als sozialstruktureller oder vor allem soziokultureller Prozess aufgefasst – und entsprechend mit Verweis auf den persistenten Zusammenhang von kollektiven Lagen und ungleichheitsrelevanten Merkmalen zurückgewiesen oder mit Verweis auf differenziertere individuelle Deutungs- und Handlungsmuster bestätigt. Dabei ist die reflexiv-moderne Individualisierungsthese zunächst vor allem eine These zum Zusammenhang von sozialstrukturellen (bzw. sozio-ökonomischen) Entwicklungstendenzen und soziokulturellen (Neben-)Folgen radikalierter (ökonomischer und kultureller) Modernisierung. Arbeiteten sich die Debatten zunächst vor allem an solchen »Nebenfolgen erster Ordnung« ab, fokussieren neuere Arbeiten zur Individualisierungsthese stärker auf ein komplexeres Konzept reflexiv-moderner Individualisierung. Der Blick richtet sich nun nicht mehr auf den »einfachen« Kausalzusammenhang von Modernisierung und ihren Nebenfolgen, sondern auf die (Neben-)Folgen dieser neuen Qualität im Individualisierungsprozess: Etwa auf die Herausbildung »posttraditionaler Ligaturen«, den Bedeutungswandel von »Geld und Liebe« in Paarbeziehungen oder die Individualisierung räumlicher und sozialer Mobilitätsmuster. Individualisierung ist dann ein widersprüchlicher, zirkulär-reflexiver Prozess, in dem Individualisierung zugleich Folge und Voraussetzung ist: Der wohlfahrtsstaatliche Individualisierungsschub ist dann – als sozialstruktureller und kultureller Prozess – eine wesentliche Voraussetzung zum Beispiel neuer Beschäftigungs- und Arbeitsformen und wird zugleich durch diese verstärkt und reproduziert. Die Individualisierungsthese ist somit auch ein Beispiel dafür, wie im Verlauf der Debatte (aber wohl auch der Geschichte) die Konzeption eines nebenfolgeninduzierten Umbruchs zur Konzeption eines »Zeitalters der Nebenfolgen«, das heißt eines auf Dauer gestellten Umbruchs durch nicht-intendierte Nebenfolgen, erweitert wird. Was ist nun der Stand der Konzeptionalisierung des Nebenfolgentheorems und was sind die wichtigsten Leerstellen? Wir möchten insbesondere drei zentrale Problemkomplexe

hervorheben, die bei der bisherigen Ausarbeitung des Nebenfolgentheorems im Kontext einer Theorie reflexiver Modernisierung sichtbar werden.

1. Der erste Problemkomplex bezieht sich auf die Klärung von Stellenwert und Reichweite des Nebenfolgentheorems für die Theorie reflexiver Modernisierung und zwar in dreierlei Hinsicht. Dies ist erstens die Frage nach der theoretischen Reichweite: Ein zentrales Konstruktionsprinzip der Theorie reflexiver Modernisierung besteht in der »Entdeckung« von analogen Entwicklungen in recht unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern und der Deutung solcher analoger Entwicklung in einem theoretischen Rahmen. Verblüffend genug lassen sich dann die Erosion der Kleinfamilie, die Individualisierung durch wohlfahrtsstaatlich gestützte Vermarktlichung, die Produktion ökologischer Risiken, die Erosion von konstitutiven Grenzziehungen der Moderne (Natur/Gesellschaft; Organisation/Markt; Erwerbsarbeit/Nicht-Erwerbsarbeit; Wissen/Nicht-Wissen u.a.) unter ein Bewegungsgesetz, nämlich das der nicht-intendierten Nebenfolgen, subsumieren. Jedoch muss man sich der Frage stellen, ob wirklich Nebenfolgen das Bewegungsprinzip sind oder ob diese »lediglich« Ausdruck sozusagen übergeordneter Entwicklungstendenzen sind. Ein Beispiel liefert Klaus Dörre: Für ihn besteht ein »logischer Konstruktionsmangel« einer Theorie, die an der Produktion ökologischer Risiken und der Dynamik ökologischer Risikoverteilung ansetzt, darin, dass »Ulrich Beck [...] völlig auf eine Produktionstheorie ökologischer Gefahren [verzichtet] [...]. Ins Theoretische übersetzt: Ohne industrielle Produktion und deren systematisch erzeugten Spaltungen keine Nebenfolgen!«. Dies bedeutet aber nichts anderes, als dass Nebenfolgen ein abgeleitetes Problem darstellen, das die Dynamik des epochalen Bruchs nicht ursächlich erklärt. Die Erklärung, so Dörre, wäre vielmehr in der Entwicklung des Produktionsprozesses zu suchen. Zweitens besteht Unklarheit über die empirische Reichweite und/oder Notwendigkeit der Differenzierung: Ist die Nebenfolgendidiagnose nur für bestimmte empirische Felder adäquat, wobei die beobachtbaren Effekte im Einzelnen zwar verblüffend sein mögen, aber deswegen noch keinen gesellschaftlichen Umbruch markieren, oder lässt sie sich auch in empirischer Hinsicht generalisieren? Und wie wirken sich nicht-intendierte Nebenfolgen in verschiedenen Bereichen gesellschaftlicher Entwicklung – möglicherweise unterschiedlich – aus? Schließlich, drittens, ist die historische Reichweite des Nebenfolgentheorems ungeklärt. Lässt sich damit »nur« – im Sinne einer »Zeitdiagnose« – eine historisch spezifische Situationsdefinition erstellen (so die Kritik von Münch 2002) oder lässt sich damit ein epochaler Wandel innerhalb moderner Gesellschaften analysieren oder gar erklären? Noch

weiter gehend: Bleibt die Theorie reflexiver Modernisierung, mithin auch das Nebenfolgentheorem, in ihrer historischen Reichweite auf den gegenwärtigen Umbruch beschränkt oder bietet sie das Potenzial zur Entwicklung einer historischen Theorie moderner Gesellschaften, die dann auch auf die Geschichte der Moderne insgesamt anwendbar wäre?

2. Der zweite Problemkomplex betrifft die theoretische Ausarbeitung und Einbettung des Nebenfolgentheorems, was zum einen die theorieinterne Zentralperspektive, zum anderen auch die theorieexternen Anschlussstellen umfasst. Die theorieinterne Zentralperspektive erscheint nicht hinreichend geklärt, denn sie rekurriert auf handlungs- wie strukturtheoretische Traditionen. Deshalb besteht ein latenter Widerspruch darin, die Nebenfolgenthematik einerseits strukturell auszudeuten, wie es gerade im Kontext der neuen Risiken geschieht, andererseits aber durch den Terminus nicht-intendierter Nebenfolgen auf handlungstheoretische Traditionen anzuspielden (so in der Interpretation von Individualisierungsprozessen). Auch der Versuch, den Begriff der Nebenfolgen durch den der Reflexivität – im Gegensatz zu Reflexion – zu ersetzen, lässt entsprechend Fragen offen. Damit prallen bisher struktur- bzw. systemtheoretische Variationen unversöhnt auf handlungstheoretische Perspektiven. Das Erbe der Klassiker erscheint noch nicht ausreichend reflektiert. Deshalb auch das schillernde Moment in der bisherigen Darstellung, denn ungeklärt ist vor diesem Hintergrund die Frage: Was heißt hier genau Nebenfolgen? Handelt es sich um wünschbare oder zu vermeidende Nebenfolgen des individuellen oder kollektiven Handelns von Menschen? Sind es die technischen oder sozialen »Artefakte« des Handelns, von denen eine eigene Dynamik ausgeht, ein Animismus der Maschinen, Techniken und Institutionen, so wie er bei Latour aufscheint? Sind es strukturelle Nebenfolgen funktionaler Differenzierung, wie sie die Systemtheorie beschreibt? Oder ist es ein kollektives Unbewusstes gesellschaftlicher Praktiken im Sinne praxeologischer Ansätze, das hier am Werke ist? Diese Vielfalt der Fragen verweist auf eine zweite Schwäche: die externen Anschlussstellen der Theorie reflexiver Modernisierung sind bisher nur unzureichend reflektiert. Die Stärke einer phänomenbezogenen Differenziertheit korrespondiert bisher noch mit einer Schwäche unzureichender Abgrenzungen bzw. Theorieimporte, obgleich in ganz unterschiedlichen Theorietraditionen eine reichhaltige Diskussion zum Problem der Nebenfolgen bzw. der »Transintentionalität des Sozialen« zu finden ist.

3. Der dritte Problemkomplex betrifft die Konzeptualisierung von Struktur und Wandel der Moderne im Rahmen der Theorie reflexiver Modernisierung. Die bisherige Konzeptualisierung mit der Unterscheidung zwischen einer ersten und zweiten Moderne

eröffnet zum ersten eine der »alten« Modernisierungstheorie analoge Diskussion um den Stellenwert von »Tradition«, welche hier, da es sich um die Benennung des Konterparts modernisiert moderner Gesellschaften handelt, unter der Etikette der »ersten Moderne« abgebildet wird. Die erste Moderne ist gleichsam die Tradition der zweiten Moderne. Allerdings ist der theoretische Stellenwert von Tradition auch in der Theorie reflexiver Modernisierung keineswegs geklärt. Im Gegensatz zu den »alten« Modernisierungstheorien verfügt die Theorie reflexiver Modernisierung mit dem Nebenfolgentheorem jedoch über eine Perspektive zur theoretischen Ausleuchtung des Wandels. Das Problem ergibt sich zum zweiten daraus, dass reflexive Modernisierung zwar einen fundamentalen Wandel moderner Gesellschaften behauptet – jedoch führt dieser Wandel nicht aus der Moderne hinaus, sondern er vollzieht sich in der Struktur der Moderne selbst und verändert damit bestimmte Rahmenbedingungen. Unter solchen Ausgangsannahmen taucht die Frage auf, wie das Zugleich von Diskontinuität und Kontinuität angemessen konzeptualisiert werden kann. Bisher ist das Konzept so formuliert, dass sich bei Konstanz bestimmter Basisprinzipien ein Wandel in der Ausformung der Basisinstitutionen ergibt. Dies klingt zunächst plausibel und verschafft Übersichtlichkeit, zugleich ergeben sich aber grundlegende Anschlussfragen. Was sind genau Basisprinzipien und Basisinstitutionen und wie hängen diese beiden Ebenen miteinander zusammen? Daraus ergibt sich in der Summe die Frage nach den spezifischen Konzeptualisierungsmöglichkeiten von Kontinuität und Diskontinuität in der Moderne, wobei diese in Zusammenhang mit den verschiedenen Nebenfolgenbeobachtungen ausgedeutet werden müssen. Wir vermuten, dass die Beschäftigung mit dem Nebenfolgentheorem Querbezüge zu dem bisher nur lose verbundenen und vielfach noch nicht begrifflich präzisierten Rahmen von Basisunterscheidungen, Basisprämissen oder Basisinstitutionen eröffnet. Vor diesem Hintergrund kann deutlich werden, welche Rolle Nebenfolgen nicht nur in der Entwicklung moderner Gesellschaften eingenommen haben, sondern auch, welcher Stellenwert diesem Theorem bei der Erklärung von Modernisierungsprozessen zukommt und damit die Frage diskutiert werden, was das Neue der Nebenfolgendeutung reflexiver Modernisierung ist.

4. Gliederung des Buches

In den Beiträgen von Boris Holzer und Sabine Pfeiffer liegt der Schwerpunkt bei Bezügen und Abgrenzungen zu anderen Gesellschaftstheorien, um das theoretische Profil der Theorie

reflexiver Modernisierung zu schärfen; in denen von Markus König und Willy Viehöver soll anhand empirischer Studien zur Theorie reflexiver Modernisierung die Tragfähigkeit des Nebenfolgentheorems in ganz unterschiedlichen institutionellen Bereichen und Handlungsfeldern untersucht und anschaulich gemacht werden. In diesem Zusammenhang sollen nicht allein Einsichten bezüglich unterschiedlicher institutioneller Felder gesammelt werden, sondern ebenso die eigenen »versteckten« historischen Prämissen offengelegt werden, die sich zum Beispiel in einer zu holzschnittartigen Modellierung der so genannten »ersten Moderne« zeigen. Deshalb soll der zeithistorische Rahmen aufgebrochen und eine weiter reichende historische Perspektive angestrebt werden. In der Zusammenfassung werden schließlich die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst und programmatische Perspektiven für die weitere Ausarbeitung des Nebenfolgentheorems im Theoriekontext der Theorie reflexiver Modernisierung aufgezeigt. In der Summe geht es uns dabei nicht um den Beleg, sondern die Prüfung, nicht um die schlichte Anwendung, sondern die kritische Weiterentwicklung des Nebenfolgentheorems im Kontext einer Theorie reflexiver Modernisierung. Nachfolgend sollen die einzelnen Beiträge in einem wichtigen Argument skizziert werden, gleichsam als »amuse-gueule« vor der weiteren Lektüre.

Boris Holzer arbeitet sich zunächst durch vier Lesarten transintentionaler Handlungsfolgen hindurch: Dies ist einerseits eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen theoretischen Betrachtungen des Phänomens der Nebenfolgen. Andererseits ist diese Auseinandersetzung zugleich eine Diskussion der Funktion von Soziologie in der Moderne. Ein Subtext dieses Beitrags ist entsprechend die Frage nach der Intentionalität soziologischer Aufklärung und Kritik. Die (Un-)Ordnungsbildung moderner Gesellschaften wird wesentlich durch die Dynamik transintentionaler Handlungsfolgen geprägt. Moderne Gesellschaften, aber eben auch die Soziologie, sind unter dem Vorzeichen der Transintentionalität jedoch mit einem Dilemma konfrontiert: Es muss entschieden, geplant und gehandelt werden, obwohl die Handlungsfolgen nicht vollständig (und vielleicht eben immer weniger) absehbar oder die Effekte sogar möglicherweise negativ sind. Zugleich gilt: Moderne Gesellschaften sind auf Zwecke (sprich: Intentionen) angewiesen, auch wenn der einfach-moderne »Zweck-Optimismus« fragwürdig geworden ist. Was kann dann aber Soziologische Aufklärung sein? Hierbei bieten die Theorie funktionaler Differenzierung und die Theorie reflexiver Modernisierung komplementäre Deutungsangebote: Während die Theorie funktionaler Differenzierung die Gefährdung der Gesellschaft durch externe Effekte mehr oder weniger achselzuckend als unlösbares Problem differenzierter Gesellschaften zur Kenntnis nimmt und

sich dabei auf die Nicht-Intentionalität von Funktionssystemen beruft, rückt die Theorie reflexiver Modernisierung die gesellschaftlichen Folgen dieser externen Effekte auf der Beobachter- und der Akteursebene in den Mittelpunkt – und damit auch deren Intentionen als gesellschaftsverändernde Kraft. Was die Theorie reflexiver Modernisierung damit dann allerdings im Sinne soziologischer Kritik anfangen kann oder soll, bleibt ein Dilemma: Denn diese Intentionalität kann sich auf keinen allgemein akzeptierten Zweck berufen und muss sich dem Verdikt der Reversibilität beugen. Das Dilemma der Transintentionalität wird so zum Dilemma einer kritischen Theorie der Transintentionalität.

Ausgehend von der Feststellung, dass die bisherigen Ausführungen insbesondere von Ulrich Beck zum Nebenfolgentheorem diesem zwar eine besondere Bedeutung für die reflexiv-moderne Erklärung sozialen Wandels zuschreiben, das Theorem selbst aber nur vage umreißen, diskutiert Sabine Pfeiffer das Verhältnis von dialektischer Theorie und Nebenfolgen. Ihre Argumentation folgt im wesentlichen drei Thesen: Erstens weist sie der Theorie reflexiver Modernisierung eine implizite Bezugnahme auf marxistische Theorie nach: Dies gilt im Hinblick auf den normativ-politischen Anspruch, begriffliche Anleihen (»neue politische Ökonomie«, »Neue kritische Theorie«) und eben auch im Hinblick auf die implizite Dialektik des Nebenfolgentheorems. Deshalb plädiert sie entschieden für einen dialektischen »Reload« der Theorie reflexiver Modernisierung. So auch die These: Nicht Nebenfolgen sind der »Motor« gesellschaftlichen Wandels, sondern dialektische Prozesse. Ihre zweite These behauptet die Dominanz von etwas, was man »Vulgärdialektik« nennen könnte: Dialektik wird verkürzt zum Denken in Dualismen. Und dies lässt sich nicht nur anhand von Vertretern einer Soziologie reflexiver Modernisierung nachweisen, sondern auch in den Diskursen einer implizit marxistisch geprägten Industriesoziologie. Den Nachweis führt Sabine Pfeiffer in zweierlei Weise: Zum einen, indem sie anhand der Auseinandersetzung mit Marx (und anderen) den Unterschied von Dialektik und Dualismus herausarbeitet. Zum anderen, indem sie an dem bislang wenig beachteten, aber für Modernisierungstheorien ohne Zweifel zentralen Prozess der »Informatisierung« darstellt, dass reflexiv-moderne (hier: Scott Lash) ebenso wie industriesoziologische Analysen von einem dualistisch verkürzten Verständnis des Verhältnisses von Gebrauchs- und Tauschwert von Arbeit ausgehen. Ihre dritte These führt die beiden zuerst genannten Thesen dann in einer dialektisch »aufgeladenen« Definition von Nebenfolgen, kurz: der »Dialektik der Nebenfolgen« zusammen. Danach geht es in der Marxistischen Dialektik bzw. der Dialektik der Nebenfolgen um eine (unvermeidbare, von keinem handelnden Akteur intendierte) Triebkraft für (teils fundamentale) Veränderungen

gesellschaftlicher (institutioneller und kognitiver) Strukturen, die sich aus den inneren Logiken und Prinzipien dieser Strukturen einerseits speist, selbige andererseits aber untergräbt (weil diese selbst immer schon das Andere, das heißt eine zu sich selbst widersprüchliche Qualität in sich trägt) und somit zu historisch unterscheidbaren neuen Strukturen führt. Den Ausgangspunkt zu seinen Überlegungen markiert Markus König mit der Feststellung, dass sich das Nebenfolgentheorem im Kontext reflexiver Modernisierung als Widerspruch zwischen den Folgen und den grundlegenden Motiven der Moderne beschreiben lasse. Dieser verbinde sich mit der Terminologie von Basisprinzipien und Basisinstitutionen, denn auch divergieren Anspruch und reale Umsetzung. Jedoch weise die bisherige Fassung das Problem auf, dass hierbei der Wandel von Prinzipien nicht recht erfasst und eigentümlich statisch gedacht wird. Deshalb orientiert sich König an einem Vorschlag von Martin Mulsow (2005), Basisprinzipien im Sinne einer »imaginären Genealogie« (Williams) zu rekonstruieren. Seine These läuft schließlich darauf hinaus, nicht von Basisprinzipien zu sprechen, sondern von Prinzipienkonflikten, die die Entwicklung in bestimmten Handlungsfeldern grundlegend vorstrukturieren. Dies zeichnet er schließlich im Feld der Steuerpolitik nach, die nicht einfach Finanzpolitik ist, sondern dazu beitragen muss, den Prinzipienkonflikt zwischen Freiheit auf der einen und Gleichheit/sozialer Gerechtigkeit auf der anderen Seite zu lösen.

Der Beitrag von Willy Viehöver geht von der Feststellung aus, dass die Grenze zwischen Natur und Gesellschaft für alle Kulturen bedeutungsvoll ist. Auch wenn letztlich die Grenzziehungsprozesse und -muster ganz unterschiedlich gestaltet sind, so ist diese Grenze universell vorfindbar. Ausgangspunkt der Überlegungen dieses Beitrags ist die These, dass die Moderne in besonderem Maße die Eindeutigkeit dieser Grenze betonte. Unterstützend trat hierbei die Wissenschaft auf, die als Garant für die Eindeutigkeit figurierte. Die Grenze zwischen Natur und Gesellschaft eröffnete die Chance, einen Bereich der Verantwortungszuschreibung (Gesellschaft) von einem der Verantwortungsentlastung (Natur) zu trennen. So wurde diese Grenzziehung zu einer unbefragten Prämisse von Modernisierungsprozessen, gleichsam ein Basisprinzip. Jedoch hat sich – dies ist die erste These – in spätmodernen Gesellschaften die Situation verändert: es kommt zu Erosionsprozessen an der Grenze zwischen Natur und Gesellschaft, so dass dieser entscheidungspraktische Mechanismus nicht mehr funktioniert. Dies wiederum erzeugt eine Reihe von Turbulenzen. Zum ersten wird die Wissenschaft als ehemalige Garantin von Eindeutigkeit in Frage gestellt (dies ist im Grunde als Nebenfolge interpretierbar). Zum zweiten verursachen – und das ist die zweite These – die dadurch induzierten kategorialen

Uneindeutigkeiten und konkurrierenden Grenz-Definitionen mehr oder weniger schwerwiegende Legitimations- und Entscheidungskrisen. Zum dritten zeigt sich in der schließlich sichtbar werdenden Politik der Grenze das Aufbrechen ehemals unhinterfragter Hintergrundannahmen. Dabei kommt es – das ist die dritte, zentrale These – zur Offenlegung der narrativen (oder: mythischen) Struktur grundlegender Prinzipien der Moderne. Die Spätmoderne ist damit entgegen ihrem eigenen Selbstverständnis keine entzauberte Moderne, sondern entfaltet sich in der Spannung zwischen Entzauberung und Wiederverzauberung. Eine Vermutung, die schon Max Weber umtrieb.